

DIE BALKANPOLITIK DER ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHEN MONARCHIE AM VORABEND DES ERSTEN WELTKRIEGES*

Der Historiker, im besonderen aber auch der Rechtshistoriker, zählt zweifellos zu jenen Wissenschaftlern, die in irgendeiner Form das Leben zweimal erleben; ihr eigenes und das Leben jener Personen und Gestalten und jener Geschehnisse, die sie zu bearbeiten haben. Ich muß gestehen, daß mir dieser Spruch in Thessaloniki in besonderem Maße in die Augen springt.

Ich erinnere mich sehr gut, wie mir mein verstorbener Vater, der 1861 geboren war, noch in seinen späten Lebenstagen erzählte, daß die ersten bleibenden Eindrücke für ihn waren, als 1866 der preußisch-österreichische Krieg die Katastrophe von Königsgrätz herbeiführte und die alte Donaumonarchie in schwerster Bedrohung und Gefahr stand. Sein Vater, ein Landarzt in einer kleinen, oberösterreichischen Bauerngemeinde, las täglich die Zeitung, erzählte in der Familie und las Stücke aus der Zeitung vor, denn es war damals noch ungewiß, ob nicht der Sieg der Preußen bei Königsgrätz einen Vormarsch der Truppen bis nach Oberösterreich mit sich gebracht hätte und unter Umständen binnen kurzem das Gebiet, das der Geburtsort meines Vaters war, zum Kriegsschauplatz werden sollte. Es war der damals noch nicht sechsjährige Knabe, auf den die Ereignisse und sicher auch die Besorgnisse des Vaters so großen Eindruck machten, daß dieses Geschehen bis an sein Lebensende für ihn gleichzeitig eines der Jugendereignisse war.

Warum ich dies hier sage. Weil eigentlich der Begriff Thessaloniki, oder, wie wir zu sagen pflegen, Saloniki, für mich in ganz gleicher Weise im Zusammenhang mit meiner Jugendzeit steht. Es war im Jahre 1912, als ich als Fünfjähriger zum ersten Mal mit Kriegereignissen echten Kontakt bekam: der erste Balkankrieg. Man kann wohl nicht gerade sagen, daß ich in meinem Heimatort in Niederösterreich in besonderer Weise dadurch gefährdet worden wäre, aber die Aufregung in der kleinen Garnisonstadt, die Frage, ob die Soldaten länger unter der Fahne bleiben oder entlassen werden sollten, ob die Reserveoffiziersanwärter, die sogenannten "Einjährigen," weil sie,

* Vortrag, gehalten am 6. IV. 1965, vor dem *Institute of Balkan Studies* in Thessaloniki.

zum Unterschied der Mannschaften, auf ein Jahr zum Militärdienst verpflichtet waren, über ihr Einjährigenjahr hinaus den Offiziersdienst verrichten sollten. All das war etwas, was Stadtgespräch war, und was daher auch für den Knaben von besonderer Bedeutung war. In diesem Alter ist Krieg noch kein schreckliches Ereignis, vor allem dann nicht, wenn er sich so weit entfernt abspielt, und wenn mehr die Romantik und die Phantasie mitwirkt. Und als ein Jahr später der zweite Balkankrieg zu Ende ging, war mein Verständnis schon wesentlich größer, und damals war es auch, daß für mich der Begriff Thessaloniki von besonderer Bedeutung wurde, als wir alle damals erfuhren, daß diese Stadt endgültig von der türkischen Herrschaft in das Königreich Griechenland übergegangen war.

Griechenland war für mich als Knabe von besonderem Reiz, und das hängt wieder damit zusammen, daß mein Vater als Altphilologe und als blinder Pädagoge es verstanden hat, schon dem in die Volksschule gehenden Knaben ein Interesse für das alte Griechenland beizubringen. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich damals schon die griechischen Buchstaben kannte. Für mich war dies allerdings nicht eine Gelegenheit, um nunmehr Homer zu lesen, wohl aber, um in griechischen Buchstaben mir Aufzeichnungen in meiner guten österreichisch-deutschen Muttersprache zu machen, die, wie ich mir einbildete, für niemanden anderen verständlich sein konnten. Dazu kam noch, daß mein Vater das erasmische Griechisch fließend und die neugriechische Sprache nennenswert gut beherrschte. Ich muß gestehen, daß ich nie diese Fertigkeit zustandebrachte und meine Fähigkeiten sich nicht in dem Maße weiterentwickelt haben, wie dies vielleicht der Wunsch meines Vaters in philologischer Hinsicht gewesen wäre, und daß dem Juristen, der aus mir schließlich geworden ist, ebenso manches auch verloren ging, was ihm in seiner Jugend noch in gewisser Hinsicht eine Selbstverständlichkeit war.

Gerade aber als Rechtshistoriker war für mich Saloniki ein gewaltiger Begriff. Ich denke nur an die Mission eines Kyrill und Methodius, die so unendliche Bedeutung für den Donaauraum hatte und die hier ihren Ausgangspunkt genommen hatte.

Es war noch ein anderes Mal, daß ich mit Ihrer Heimatstadt in besonderem Maße in Berührung kam, und das war während des zweiten Weltkrieges. Bei der deutschen Besetzung Österreichs im Jahre 1938 war ich Sekretär des Vaters des heutigen österreichischen Bundesministers für Heerwesen. Auch sein Vater war schon Politiker und zwar ein sehr bedeutsamer Politiker, vor allem für das Bundesland Niederösterreich. Es war daher nicht zu verwundern, daß sowohl er als auch ich, wie so viele andere, nicht nur unter der militärischen, sondern auch unter der politischen Besetzung Österreichs unmittelbar böse Folgen zu verspüren hatten. Ein glücklicher Stern führte mich

statt nach Dachau nach Holland und von Holland in die Vereinigten Staaten, und als ich dort als Hochschullehrer an einer Universität wirkte, wurde ich eines Tages von der amerikanischen Regierung eingeladen, für österreichische Rechtsfragen als Experte mitzuwirken, und da kam mir auch einmal streng vertraulich ein Geheimprojekt auf den Schreibtisch, zu dem ich Stellung nehmen sollte, nämlich die Frage, ob eine alliierte Invasion, von Saloniki aus beginnend, durch direkten Vorstoß in den Donaauraum, für die Befreiung Österreichs günstiger wäre oder der Vorstoß über Italien.

Ich hoffe, daß Sie mir nicht ungehalten sind, wenn ich offen und ehrlich zugebe, daß ich in meinem damaligen Gutachten für eine Invasion über Saloniki hinaus eingetreten bin, und ich glaube auch heute noch, daß das Gesamtbild des Balkans und des Donaauraums eine andere politische Gestaltung genommen hätte, wenn die Alliierten statt in Sizilien von *hier* aus ihren Siegeszug angetreten hätten. Sie wissen genau die Ursachen, warum es damals nicht dazu kam. Es war die Ablehnung des alten Planes, den seinerzeit schon Winston Churchill während des ersten Weltkrieges erfolglos versucht hatte. Es waren aber auch innenpolitische Fragen in den Vereinigten Staaten maßgeblich. Vor allem standen Präsidentenwahlen vor der Tür, und für den Präsidenten Roosevelt, der wieder kandidierte, waren die Stimmen der Amerikaner italienischer Abstammung damals wesentlich entscheidender für seinen Wahlsieg als die Stimmen der Amerikaner griechischer Abkunft. Sie sehen also, daß Thessaloniki für mich kein fremder Begriff ist.

Verzeihen Sie mir, daß ich so persönlich meine Ausführungen beginne, aber ich kann mich hier zur Entschuldigung auf ein altes österreichisches Sprichwort berufen, das sagt: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“

Die Balkanpolitik der alten Donaumonarchie, der österreichisch-ungarischen Monarchie, ist in den letzten Jahren ihres friedlichen Bestandes, also in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg, in besonderem Maße gekennzeichnet durch die Persönlichkeit des seit 1912 amtierenden österreichisch-ungarischen Außenministers Leopold Graf Berchtold. Durch die Herausgabe der Tagebücher und handschriftlichen Memoiren des Grafen Berchtold hat der Altmeister der österreichischen Geschichte an der Wiener Universität, *Hugo Hantsch*¹, uns ein besonders wertvolles Geschenk bereitet. Er hat dadurch viel neues Licht in die Persönlichkeit dieses Außenministers gebracht,

1. *Hantsch, H.*, Leopold Graf Berchtold, Grandseigneur und Staatsmann, 2 Bände, Graz 1963. Das Werk ist unter Verwendung der persönlichen Aufzeichnungen Berchtolds sowie der einschlägigen Archivquellen verfaßt und stellt derzeit zusammen mit dem Literaturnachweis die gründlichste Arbeit über diesen Staatsmann dar.

dessen Charakterbild auch heute noch in der Geschichte schwer umstritten ist. Man kann wohl am besten das Urteil über Graf Berchtold in dem Untertitel des zweibändigen Werkes von Hugo Hantsch zusammenfassen, der sein Buch benannt hat: „Leopold Graf Berchtold, Grandseigneur und Staatsmann.“ Berchtold war im wahrsten Sinne des Wortes wohl der letzte Staatsmann einer verklungenen Periode. Er war der letzte unter den österreichischen Außenministern der sterbenden österreichisch-ungarischen Monarchie, der wirklich noch in jeder Hinsicht das Gesamtbild dieser Monarchie in seiner eigenen Person repräsentierte. Er wurde in Wien am 18. April 1883 geboren, lebte zum größten Teil auf seinen Gütern, die heute im Gebiete der Tschechoslowakei liegen, lebte teilweise aber auch in Ungarn, besonders durch seine Heirat, und starb schließlich, um dem nationalsozialistischen Regime zu entgehen, am 21. November 1942 in einem kleinen Ort bei Ödenburg oder Sopron, wie die Ungarn sagen, nahe der heutigen österreichisch-ungarischen Grenze.

Er war der Typus des gebildeten österreichischen Edelmannes. In vielen Sprachen bewandert, deutsch, tschechisch, ungarisch, englisch, französisch, ein Mann, der seit 1893 in diplomatischen Diensten stand, in Paris, in London und in Petersburg, und der schließlich im Jänner 1912 durchaus gegen seinen Willen als Nachfolger des Außenministers Graf Aehrenthal k.u.k. Minister des Äußeren wurde. Wie sehr er tatsächlich in seiner Persönlichkeit die alte Donaumonarchie verkörperte, geht wohl am besten daraus hervor, daß Kaiser Franz Joseph, als er ihn ernannte, ihn eigentlich den Ungarn zuzählte.

Wenn heute etwa in unserer österreichischen Republik der parteipolitische Proporz in der Regierung eine wesentliche Rolle spielt, so war es damals der nationale Proporz. Und für Franz Joseph war es ganz gewiß von besonderer Bedeutung, daß Berchtold, den er ja tatsächlich als ungarischen Magnaten dem ungarischen Volke zuzählen konnte, sein Außenminister würde, da Berchtold kein nationales Ungarntum vertrat, wie dies etwa bei Graf Stephan Tisza der Fall war, sondern weil er ein Mensch war, der in erster Linie seinem Herrscher, seiner Aufgabe und vor allem der Donaumonarchie helfen wollte.

Es ist zweifellos richtig, daß Berchtold kein Metternich war, kein Staatsmann, der Europa bauen, wieder aufbauen und verändern konnte, aber Berchtold war auch, trotz der vielen Kritik, die ihm schon während der Zeit seiner Ministerschaft begegnet ist, durchaus kein schlechter Außenminister. Persönlich von unglaublicher Loyalität, besten Umgangsformen, ein Mann des Wägens, Erwägens und des Abwägens, ein Feind einsamer Beschlüsse, bis zu einem gewissen Grad ein Skeptiker, vielleicht zu stark immer wieder den Rat anderer einholend, die verschiedenen Ratschläge gegeneinander abwägend, aber

doch in seiner Linie ein sich treuer und, wie sich in seinem Geschichtsbild zeigt, richtig handelnder Staatsmann.

Wir müssen uns die Situation von damals vor Augen halten. Auf der einen Seite der Dreibund: Österreich-Ungarn, das wilhelminische Deutschland und als dritter Partner das fragliche Italien, vor dem Berchtold niemals wirklich als einem Bündnispartner echte Achtung hatte. Dazu kam, daß das wilhelminische Deutschland besonders in Rumänien einen möglichen Partner sah. Auch hierin war Berchtold durchaus nicht auf der gleichen Linie, und es sollte sich zeigen, daß seine politische Auffassung über Rumänien zweifellos die richtigere war. Damals konnte Europa tatsächlich noch von einem europäischen Kräfteverhältnis regiert werden. Es konnte im Gleichgewicht gehalten werden. War dieses Gleichgewicht gestört, war damit auch das europäische Chaos gegeben, wie es 1914 beim Ausbruch des ersten Weltkrieges der Fall sein sollte.

Gerade der lange Aufenthalt Berchtolds in Rußland war eine der Ursachen, daß er in Rußland wohl einen gewaltigen und gewichtigen politischen Gegenspieler sah, in den panslawistischen Bestrebungen Rußlands eine Gefahr für die österreichisch-ungarische Monarchie erkannte, zugleich aber auch der Überzeugung war, daß, wenn es ihm gelingen sollte (was ihm leider nicht gelungen ist), eine echte Ausgleichspolitik mit Rußland auch im Donauraum und im Balkan zu führen, daß dann der Friede gewahrt bleiben würde. Und das, den Frieden zu bewahren, war das Hauptziel Berchtolds. Eines läßt sich von ihm historisch in jeder Weise mit größter Sicherheit sagen: Er war kein Kriegshetzer, er fürchtete den Krieg, war ein Gegner des Krieges, und wenn ihm schließlich dann nicht aus eigenem Antrieb, sondern durch die innenpolitische Situation und durch die Entscheidung des Kabinettes das Ultimatum an Serbien, das zum Ausbruch des ersten Weltkrieges führte, auferlegt wurde, so war er der letzte, der in einem Krieg mit Serbien tatsächlich die Lösung der Probleme sah.

Es ist zweifellos richtig, daß Berchtold in Serbien und in der serbischen Politik einen echten Gegner sah, aber eine Gefährdung und eine Gefahr nicht nur für die österreichisch-ungarische Monarchie, sondern auch für die Balkanpolitik und für die Politik des Donauraumes. Das war es auch, was ihn immer so entmutigte, daß er beispielsweise in der Frage Albaniens bei der Londoner Konferenz eigentlich zu keinem Erfolg kam, so sehr es ihm am Herzen lag, dort einen Ruhepunkt zu schaffen, um vor allem die Aspirationen Montenegros und Serbiens zum Stillstand zu bringen.

Wir müssen uns vor Augen halten, daß der österreichische Außenminister, als er im Jänner 1912 sein Amt antrat, in der Balkanpolitik eigentlich schon eine gegebene Situation vorfand, die er überhaupt zunächst nicht mehr

beeinflussen konnte. Als Folge des italienisch-türkischen Krieges wurde bekanntlich im Februar 1912 durch den russischen Gesandten Hartwig in Belgrad ein Bündnis zwischen Serbien und Bulgarien herbeigeführt, dem sich Montenegro und Griechenland angeschlossen hatten. Ziel war die Aufteilung der europäischen Türkei unter den Balkanstaaten, in erster Linie unter den Balkanslawen. Es war keineswegs so, daß die Griechen durch dieses Bündnis in besonderem Maße begünstigt werden sollten. Für die Donaumonarchie bedeutete dieses Bündnis zunächst einen offensichtlichen, verstärkten russischen Einfluß und zugleich damit auch eine wesentliche Stärkung der serbischen Aspirationen, die letzten Endes einen Widerhall bei den österreichischen Südslawen fanden.

Es ist einzuschalten, daß Berchtold durchaus ein Anhänger der Ideen des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand war, der ja bekanntlich eine trialistische, föderalistische Lösung der Donaumonarchie vor Augen hatte, die einen eigenen südslawischen Staat innerhalb der Donaumonarchie zum Ziele hatte. Die Teilnahme Griechenlands an diesem Bündnis hatte ein zweifaches Ziel: Einerseits tatsächlich eine weitere Befreiung des griechischen Volkes und damit auch von Thessaloniki von der türkischen Herrschaft, andererseits aber auch einen defensiven Charakter: Zu verhindern, daß die großserbischen oder großbulgarischen Pläne, die damals trotz des Bündnisses schon rivalisierten, durch einen zu weiten Vorstoß nach Makedonien gerade diesen griechischen Teil, zu dem Ihre Heimatstadt zählt, nicht wieder gefährden sollten. Denn darüber bestand kein Zweifel, daß in den Plänen dieser beiden slawischen Nachbarn der Zutritt zum Mittelmeer im Bereiche der Agäis eines der politischen Ziele dieses Kampfes war, und darüber hinaus für Serbien noch nach Möglichkeit ein Zutritt zur Adria im Wege über Albanien. Das war auch die Ursache, warum es für die österreichische Außenpolitik fraglich war, ob nicht unter Umständen eine Ausweitung des Krieges auch Österreich mit hineinziehen würde, was Berchtold an sich verhindern wollte, gewisse Militärkreise in Österreich aber zu fördern suchten. Denn auch darüber kann kein Zweifel bestehen: Der Balkankrieg schien für eine Reihe von Politikern der österreichisch-ungarischen Monarchie zugleich auch der gegebene Anlaß, einmal endgültig Schluß zu machen mit den großserbischen Aspirationen, durch einen Feldzug das ohnehin in den Balkankrieg verwickelte Serbien auf die Knie zu zwingen und nach Möglichkeit die großserbischen Träume, und damit die Gefährdung der Monarchie, auszuschalten. Das war eine jener Ursachen, von denen ich eingangs gesprochen habe, die für mich als Knaben so eindrucksvoll waren und die ich unmittelbar erlebte, die Tatsache, daß die Heeresbestände aufrechterhalten wurden, Dienstverpflichtungen verlängert wurden, usw.

Sie wissen das Ergebnis des ersten Balkankrieges. Die Türkei wurde auf der ganzen Linie geschlagen; was für Sie von besonderer Bedeutung war: Saloniki wurde griechisch. Die Türkei mußte im Londoner Frieden (am 23. Mai 1913) die Abtretung aller Gebiete westlich der Linie Enos-Midia mit Einschluß der Inseln zugestehen, ein voller Erfolg des ersten Balkankrieges und seines Bündnisses.

Es war Kaiser Franz Joseph selbst, der seinen Außenminister darin unterstützte, den Krieg unter keinen Umständen auszuweiten. Es war lediglich das Ziel, zu verhindern, daß im Zuge dieser Kriegereignisse Albanien von Montenegro und Serbien überrannt und damit dieses Gebiet in den serbischen, bzw. montenegrinischen Machtbereich eingereicht wurde. Der einzige Erfolg, den Österreich dabei verbuchen konnte, war die Tatsache, daß die Serben das albanische Skutari wieder herausgeben mußten, doch sah Berchtold schon in diesem Zeitpunkt die Revisionspolitik aufflammen.

Die Politik des Grafen Berchtold wurde nicht nur im Ausland mißverstanden, sondern auch in der Donaumonarchie selbst der schwersten Kritik unterzogen. Und trotzdem sollte er recht behalten, denn der Sieg dieses ersten Balkankrieges und der Londoner Friede war nichts anderes als der Keim der Entzweiung und die Quelle des zweiten Balkankrieges.

Man kann direkt sagen, daß mit dem Londoner Frieden eigentlich erst richtig die Balkanpolitik des Grafen Berchtold einsetzt. Die neuen Aspirationen, die insbesondere von Bulgarien ausgingen, waren der Keim, daß es sehr rasch zur Entzweiung und zum zweiten Balkankrieg kommen sollte. Für die österreichische Außenpolitik lagen hierbei die Probleme besonders kompliziert. Es ist ausgeschlossen, sie im einzelnen hier zu behandeln. Vielleicht kann aber doch mit ein paar Strichen eine deutliche Skizze gezogen werden. Auf der einen Seite die Rivalisierung zwischen Österreich und Italien in der albanischen Frage, wobei es für Österreich von Anfang an klar war, daß für die Italiener ein echtes, unabhängiges Albanien niemals ein wirkliches Ziel war, sondern eher die Frage, wer von den beiden Staaten, Österreich oder Italien, tatsächlich dort politischen Einfluß haben sollte. Auf der anderen Seite die Auseinandersetzungen mit dem zweiten Bündnispartner des Dreibundes, nämlich mit dem wilhelminischen Kaiserreich, das durch verwandtschaftliche dynastische Beziehungen sowohl mit Bulgarien als insbesondere auch mit Rumänien verbündet war und der südslawischen Frage niemals die richtige Aufmerksamkeit zuwandte und niemals klar erkannte, daß hier für die österreichisch-ungarische Monarchie *die* entscheidende Lebensfrage lag.

Berchtold sah in Rumänien keinen verlässlichen Verbündeten und in König Ferdinand von Bulgarien keinen verlässlichen Politiker. Er hatte ganz

ohne Zweifel in beiden Fällen recht. Andererseits mußte der Außenpolitiker der Donaumonarchie bestrebt sein, alles zu verhindern, daß einerseits der russische Einfluß größer würde, andererseits durch Rivalisierung innerhalb der Balkanslawen ein weiteres Spannungsfeld geschaffen würde. Es liegt daher ganz begreiflich auf der Linie der österreichischen Außenpolitik, daß Berchtold bemüht gewesen war, den Balkanbund zu liquidieren. Dies hier auszusprechen, wird kaum auf besondere Kritik stoßen. Was für Berchtold von besonderer Bedeutung war, waren die offensichtlich gefährvollen Aspirationen Bulgariens, das sich ja bekanntlich durch den Londoner Frieden geschädigt fühlte und nun von neuem — vor allem war es die russophile Partei unter dem Ministerpräsidenten Getschoff — in großbulgarischen Ideen gestärkt wurde. Rumänien andererseits fühlte sich gleichfalls benachteiligt. Es waren die bekannten Gebietsforderungen, die zwischen Rumänien und Bulgarien die neuen Spannungen hervorriefen. Es ist daher begreiflich, daß es die Politik Berchtolds war, obwohl er weder in Bulgarien noch in Rumänien verlässliche Verbündete sah, nicht nur zu verhindern, daß zwischen Bulgarien und Rumänien ein neuer Krieg ausbrechen würde, sondern nach Möglichkeit beide Staaten an die Donaumonarchie zu binden. Es war für Berchtold vollkommen klar, daß für den Fall, daß Bulgarien mit Kriegshandlungen beginnen sollte, sowohl Serbien als auch Rumänien sich gegen Bulgarien stellen und damit nicht nur Bulgarien schwerstens gefährden, sondern auch in ihren Rückwirkungen wieder die Aspirationen Serbiens und nicht zuletzt auch, wie sich nunmehr zeigte, unter russischem Einfluß die Aspirationen Rumäniens gegenüber der Donaumonarchie verstärken würden. Wie wenig verlässlich Bulgarien in dieser Zeit war, kann daraus ersehen werden, daß Getschoff, der damals die russophile Außenpolitik Bulgariens leitete, am 29. Mai 1913, also einen Tag vor Ratifikation des Londoner Friedens, den österreichischen Gesandten in Bulgarien fragte, wie sich Österreich für den Fall verhalten würde, falls Bulgarien sich genötigt sehen sollte, neuerlich zu den Waffen zu greifen, um zu seinen Ansprüchen zu gelangen. Man kann hier wirklich sagen, daß noch nicht einmal die Tinte bereit stand für die Unterzeichnung des Londoner Vertrages, als Bulgarien von neuem zu den Waffen greifen wollte.

Für Berchtold war die Situation äußerst schwierig. Auf der einen Seite gab es in Österreich unter den Militaristen eine starke Gruppe, die für eine unbedingte Unterstützung Bulgariens war, weil man sich wohl von Bulgarien am meisten noch erhoffte, während auf der anderen Seite in gleicher Weise von sehr verantwortlichen militärischen Stellen darauf hingewiesen wurde, daß es ausgeschlossen sei, auf die Dauer in südslawischen Gebieten der Donaumonarchie die Truppen unter den Waffen zu halten, wenn man

nicht wirklich wüßte, zu welchem Zwecke dies geschähe. Im Zeitalter des Atomkrieges wirkt es wie eine Bemerkung aus allerfernster Vergangenheit, wenn ich hier anführe, daß der Kriegsminister, Freiherr von Krobotin, bei Graf Berchtold erschien und erklärte, daß die Pferde der bosnisch-herzegovinischen Truppen wegen Wassermangels nicht mehr lange in der gegenwärtigen Anzahl erhalten werden könnten und er daher zu wissen verlange, ob Krieg sein sollte oder Frieden. Berchtold erklärte ihm damals, daß er nur im äußersten Falle zur ultima ratio schreiten würde, d.h. militärisch in die unentwirrte Lage und in die ständig wechselnden Verhältnisse unter den Balkanstaaten einzugreifen, und daß es in dem gegenwärtigen Zeitpunkt überhaupt nicht möglich sei, eine bindende Erklärung abzugeben. Und damit hatte er wohl sicher recht.

Die außenpolitischen Spannungen betrafen jedoch nicht nur Spannungen zwischen Rumänien und Bulgarien. In vielleicht noch stärkerem Maße trafen sich hier Großraumträume Serbiens und Bulgariens, vor allem um den makedonischen Besitz. Die Bulgaren unterschätzten offensichtlich die rumänische Gefahr und glaubten, wenn sie, wie sie vermeinten, unter russischer Unterstützung gegen Serbien vorgehen würden, daß sich die Rumänen neutral verhalten würden, weil sie hofften, daß es die deutsche Außenpolitik wäre, die Rumänien zur neutralen Haltung veranlassen würde. Hierin aber täuschte sich nicht nur die russophile Partei Bulgariens, sondern auch die deutsche Außenpolitik, ganz im Gegensatz zu jener Berchtolds, der, wie ich schon erwähnte, bestrebt war, sowohl Rumänien als auch Bulgarien trotz der Bedenken, die er beiden Staaten gegenüber hatte, aus dem Balkanbund herauszunehmen und sie enger an Österreich anzuschließen. Sein Ziel war hierbei, die russische Politik zu paralisieren und dadurch auch die Großmachtansprüche der Serben zurückzudrängen. Es war ja nicht nur die Frage Makedoniens, die Ideen Serbiens gingen ja noch viel weiter, und wir wissen heute ganz genau, daß Serbien damals auch bestrebt war, für den Fall einer neuen Auseinandersetzung nicht nur Bulgarien niederzuringen, sondern darüber hinaus den Vorstoß bis nach Thessaloniki zu unternehmen, um auch in der Agäis am Meer einen Stützpunkt zu gewinnen. Wir dürfen heute ruhig sagen, daß es trotz der verschiedenen Rückschläge auch ein Verdienst Berchtolds gewesen ist, daß dies verhindert wurde.

Nicht aber verhindern konnte er den Ausbruch des Krieges. Ich darf den Ablauf und das Ergebnis hier wohl als bekannt voraussetzen. Im Juni 1913 greift Bulgarien Serbien an, Griechenland und Rumänien, das die südliche Dobrudscha erringen will, und die Türkei treten gegen Bulgarien in den Krieg, die Türken erobern Adrianopel, oder, wie wir heute sagen, Edirne. zurück. Der Balkanbund war wohl gesprengt, aber nicht in dem Sinne, wie

Berchtold dies tatsächlich wollte. Das Ergebnis war die Niederringung Bulgariens, und aus dem Bukarester Frieden, der am 10. August 1913 abgeschlossen wurde, gingen sowohl Rumänien als auch Serbien und schließlich sogar die Türkei als Sieger hervor. Rumänien erhält die Dobrudscha mit Silistria. Makedonien ging größtenteils an Serbien, Adrianopel (Edirne) kehrte zur Türkei zurück. Kreta, ein kleiner Teil Makedoniens, Saloniki und Kavalla, verblieben endgültig bei Griechenland.

Man verspürt aus den persönlichen Aufzeichnungen Graf Berchtolds, mit welcher Verachtung und mit welchem innerem Widerwillen er nunmehr die Hilferufe des geschlagenen Königs Ferdinand von Bulgarien, der plötzlich sein Herz für die Donaumonarchie entdeckte, aufgenommen hat. Man verspürt aber auch deutlich, wie sehr die Sorge dieses Außenministers, dieses angeblichen Zauderers, mit einem klaren Blick die ungeheure Gefahr sah, die nunmehr für die Donaumonarchie heraufbrach. Rumänien, auf das die deutsche Politik in solchem Maße Hoffnungen gelegt hatte, erwies sich, nunmehr gestärkt aus dem zweiten Balkankrieg hervorgehend, tatsächlich als ein ungetreuer Verbündeter. Der serbische Sieg rief, wie wir alle wissen, eine erneute Welle serbischer Propaganda und serbischen Kampfes gegen Österreich hervor, die schließlich in den Schüssen, die am 28. Juni 1914 den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand tödlich trafen, zum schicksalsschweren Ausbruch des ersten Weltkriegs führten, und Bulgarien, von Rußland verachtet, von allen im Stich gelassen, nunmehr von Österreich aus Gründen der Donaupolitik wenigstens am Leben erhalten, sollte zu einem schwächlichen Verbündeten werden. Es war in diesen Tagen und vor allem in den Tagen des Bukarester Friedens, daß Berchtold noch einmal entscheidend eingriff, als sich Stimmen regten, man sollte den Siegeszug der Serben nicht aufhalten und man sollte ihnen auch Gelegenheit geben, tatsächlich Saloniki mit einzubeziehen in den großserbischen Raum, dies umsomehr, als es vielleicht auf diese Weise gelänge, Serbien von Aspirationen gegenüber Österreich abzuhalten. Es war damals Berchtold, der in entschiedenem Maße nicht nur die serbischen Aspirationen, sondern alle anderen Aspirationen zurückwies, insbesondere auch die französischen, die ja einigermaßen politisch-ökonomisch daran interessiert waren, vor allem die für die Donaumonarchie so wichtige Eisenbahnlinie nach Saloniki in die Hand zu bekommen. Für Österreich war Saloniki ganz zweifellos ein entscheidender Hafen, darüber kann tatsächlich keine Diskussion bestehen. Es war aber für die Berchtoldsche Politik eine griechische Stadt, eine Stadt, die, in ihre Heimat zurückgekehrt, nun tatsächlich auf griechischem Boden bleiben sollte.

Wenn wir heute rückschauend diese zwei Jahre Balkanpolitik des Grafen Berchtold betrachten, so sehen wir zweifellos hier Prinzipien, die, wenn

sie verwirklicht worden wären, vielleicht der Welt den Ausbruch des ersten Weltkrieges erspart hätten. Seine Idee der Auflösung des Balkanbundes, einer Loslösung Bulgariens und Rumäniens aus dem Balkanbund und einer Einbeziehung dieser beiden Staaten, deren politische Seriosität er allerdings bezweifelte, aus praktischen Gründen in den politischen Bereich und in die Interessensphäre der Donaumonarchie hätte zweifellos das Gleichgewicht im Donauroum für lange Zeit erhalten können. Wir wissen, daß aber gerade das Ende des zweiten Balkankrieges im wahrsten Sinne des Wortes die Vorstufe des Ausbruchs des ersten Weltkrieges wurde. Das dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren. Es zeichnet die österreichische Balkanpolitik, die hier zweifellos nicht mit Schwert und Gewalt aufgetreten ist, vielleicht in einem anderen, aber ethisch wertvolleren Bilde. Es zeigt sich, daß Graf Berchtold mit seinen Ideen der Erhaltung des Gleichgewichts im Donauroum seiner Zeit ganz wesentlich vorausgegangen war. Es zeigt aber auch die tatsächliche Friedensliebe dieses Mannes, die nicht nur besorgt war um die Erhaltung der Donaumonarchie, sondern auch um das Gleichgewicht in diesem so wichtigen Raume Europas.

Sie hier in Thessaloniki, Sie als Griechen verstehen genau so wie wir als Österreicher, von welcher ungeheurer Bedeutung der Balkan, ja, der gesamte Donauroum für das europäische Gleichgewicht ist. Wir wissen, daß die Herstellung dieses Gleichgewichtes auch nach dem zweiten Weltkrieg wiederum versäumt wurde. Wenn heute eine geteilte Welt vor uns steht, dann nicht zuletzt auch deshalb, weil hier in diesem Raum das Gleichgewicht nicht hergestellt ist. Wir sind gewohnt, heute in der Politik von Osten und Westen zu sprechen. Wir sind auf der anderen Seite bestrebt, von einer europäischen Einheit zu sprechen und übersehen dabei, daß diese Einheit nicht allein von den Großmächten geschaffen werden kann, sondern daß sie Stück für Stück und Schritt für Schritt von jedem von uns der Verwirklichung näher gebracht werden muß. In diesem Sinne war die Balkanpolitik eines Grafen Berchtold ein leider vergeblicher Schritt zum Frieden.

Ich habe mich bemüht, Ihnen in diesen Darlegungen die Balkanpolitik der letzten beiden Friedensjahre der österreichisch-ungarischen Monarchie darzustellen. Sie ist untrennbar verbunden mit der Persönlichkeit des Außenministers Graf Berchtold. Ich habe einleitend gesagt, daß Graf Berchtold eine Persönlichkeit gewesen ist, die man eigentlich weder der einen, noch der anderen Nationalität Österreichs zuzählen konnte. Er war Österreicher im wahrsten Sinne des Wortes, er war der loyale Staatsmann der Donaumonarchie und dadurch ist er zugleich auch ein Beispiel eines großen Europäers gewesen. Und das ist vielleicht das Entscheidende, was wir aus seiner Politik für uns heute als letztes großes Ergebnis erkennen können: daß es die euro-

päische Gesinnung sein muß, die uns näher zusammenführt. Für mich als Österreicher aber ist es zugleich in besonderem Maße erfreulich, als Historiker wie als Rechtshistoriker feststellen zu können, daß er nicht nur als Politiker, sondern auch als Vertreter völkerrechtlicher Interessen, also rechtlicher Interessen, stets geleitet worden ist von persönlicher Integrität und daß es unter der Führung seiner Außenpolitik auch war, daß diese Stadt zur griechischen Heimat gekommen ist, der sie seit je angehört hat.

Universität Wien

WILLIBALD PLÖCHL